

# THEOLOGISCHE REVUE

116. Jahrgang

– Februar 2020 –

---

**Die Gottesfrage zwischen Umbruch und Abbruch.** Theologie und Pastoral unter säkularen Bedingungen, hg. v. Julia KNOP. – Freiburg: Herder 2018. 344 S. (Quaestiones disputatae, 297), kt € 38,00 ISBN: 978-3-451-02297-5

Ein wesentlicher Modernisierungspfad katholischer Theologie quer durch das 20. Jh. läuft über eine Argumentationsstrategie, die man als Relevanzaufweis der Gottesfrage für das Selbst- und Weltverhältnis des Menschen bezeichnen könnte. Gerade im Kontext des II. Vatikanums entstehen Konzepte, die anstelle der klassisch-metaphysischen Gottesbeweise nun die Gottesfrage als anthropologische Konstante auszuweisen versuchen, indem sie diese als Implikat des menschlichen Sinn- und Transzendenzbedürfnisses begreifen. Heute, über sechzig Jahre später, wird zunehmend deutlich, wie fragil diese Korrelation ist. Sie wird irritiert durch das Phänomen der religiösen Indifferenz: nicht für oder gegen den Glauben zu sein, sondern mit ihm schlicht „nichts anfangen“ zu können, weil schon die Frage nach Gott keinerlei Resonanz auslöst, weder in positiver noch in negativer Richtung. Religiöse Indifferenz unterscheidet sich hierin von einem entschiedenen Atheismus ebenso wie von einem nachdenklichen Agnostizismus; sie stellt für Theologie und Pastoral eine Herausforderung eigener Art dar. Ihre Komplexität auf hohem Problemniveau wahrzunehmen, in wirklich interdisziplinärer Perspektive zu beleuchten und weiterführende Optionen anzubieten – und zwar Wissenschaft und Praxis gleichermaßen betreffend –, ist das kaum zu überschätzende Verdienst des vorliegenden Bandes, den die Erfurter Dogmatikerin Julia Knop herausgegeben hat. Er ist zu weiten Teilen aus zwei Tagungen in Erfurt, also an einem Standort, an dem Konfessionslosigkeit, wie in den neuen Bundesländern insgesamt, den Regelfall bildet, hervorgegangen. Beide Tagungen fanden 2017 statt und fokussierten zum einen – anlässlich des 500. Jahrestages der Reformation – die Gottesfrage Martin Luthers in ihrem historischen Kontext und ihrer aktuellen Bedeutung, zum anderen den Relevanzverlust der Gottesfrage als solcher. Das Ergebnis ist ein inspirierender Band, der jenseits linearer Säkularisierungs- oder Resakralisierungsthesen den massiven Transformationen der Gottesfrage und ihrer soziokulturellen „Orte“ nachgeht, ihre Verschiebung(en) und ihren Verlust analysiert – und Neuverortungen einer Theologie auslotet, die empirisch gesättigt sein will.

Der Band enthält insgesamt vier Sektionen. Nachdem *Kurt Kardinal Koch* Luthers Gottesfrage erläutert und im ökumenischen Horizont der Gegenwart aktualisiert, folgt der erste, historisch angelegte Teil „Gott suchen – Gott finden – Gott denken. Die Gottesfrage im Wandel der Zeit“ (41–108, mit Beiträgen von *Susanne Grillmayr-Bucher*, *Robert Vorholt*, *Notker Baumann*, *Martin Kirschner*, *Friederike Nüssel*). Er verfolgt anhand exemplarischer Stationen den Wandel der Gottesfrage von den atl. Psalmen bis hin zu Luther. Die zweite Sektion wendet sich hingegen dem Wandel der Voraussetzungen zu, unter denen die Gottesfrage (nicht) gestellt wird: „Typisch modern?“

Anthropologische Prämissen der Gottesfrage“ (111–195; mit Beiträgen von *Gert Pickel, Eberhard Tiefensee, Veronika Hoffmann, Julia Knop, Jan Loffeld*). Wie hierauf theologisch und pastoral-praktisch zu reagieren ist, lotet die dritte Sektion aus: „Die Gottesfrage nach dem Verlust ihrer Bedeutsamkeit: Neuverortungen von Theologie und Pastoral“ (199–274; mit Beiträgen von *Rainer Bucher, Benjamin Dahlke, Florian Baab, Tobias Kläden, Bernhard Spielberg*). Eine gnadentheologische Wendung gibt dem Thema die vierte Sektion: „Gott jenseits seiner Notwendigkeit: Gnadentheologische Konturen der Gottesfrage“ (277–342; mit Beiträgen von *Michael Schüßler, Dorothea Sattler, Hans-Joachim Höhn, Jürgen Werbick*).

Um den 20 Beiträge umfassenden Band zu würdigen, kann hier nur exemplarisch vorgegangen und soll versucht werden, drei übergreifende Perspektiven zu benennen, die in mehreren Beiträgen hervortreten. Dieses – gewiss selektive – Vorgehen vermag transparent zu machen, worin m. E. die besonderen Leistungen des vorliegenden Bandes insgesamt bestehen.

(1) Die interdisziplinäre Ausrichtung des Bandes ermöglicht, das komplexe und schwer fassbare Phänomen „religiöse Indifferenz“ multiperspektivisch zu beleuchten und die aus ihm folgende theologische Herausforderung zunächst einmal präzise zu bestimmen. So ordnet Gert Pickel den Relevanzverlust der Gottesfrage in die umstrittenen Deutungsfolien moderner (A-)Religiosität ein (Säkularisierungstheorie, Individualisierungstheorie). Er zeigt aus religionssoziologischer Sicht und auf Basis empirischer Befunde, dass ein Zusammenhang von Konfessionslosigkeit und Relevanzverlust der Gottesfrage tatsächlich besteht, der *ex negativo* auf die soziale und sprachliche Vermittlung des Glaubens verweist. Wie Pickel (111f) betont auch Eberhard Tiefensee in seinem Beitrag das Neuartige der Situation, dass trotz früherer Säkularisierungsschübe nun flächendeckend (z. B. in den neuen Bundesländern) von einer religiösen Indifferenz zu sprechen ist (131), für die Analyseinstrumente und erst recht Lösungsoptionen noch weitgehend fehlen. Dennoch kann Tiefensees Beitrag sowohl eine konzise Rekonstruktion der Entwicklungsstadien der „Gottesfinsternis“ (132) bieten als auch einen konstruktiven Ansatzpunkt, um die oft bemühte, aber selten geklärte Kategorie der „religiösen Erfahrung“ für eine theologische Hermeneutik fruchtbar zu machen. Die systematische Herausforderung religiöser Indifferenz überhaupt wahrnehmen zu können, setzt, wie Julia Knop in ihrem Beitrag zeigt, eine historische Kontextualisierung des II. Vatikanums voraus. Die konziliare Theologie ist von anthropologischen Prämissen geleitet, die die „Korrelation von Sinn- und Gottesfrage“ zeitgenössisch noch unterstellen, von der aber zunehmend klarer wird, dass sie „innerhalb von Glaubenskontexten, also für bereits Glaubende, [...] ein hohes Maß an Verständlichkeit und Bedeutsamkeit“ hat, während der „Brückenschlag in nichtreligiöse, säkulare Kontexte nur schwer oder gar nicht [gelingt]“ (173). In dem Maße, wie die Geltung dieser Korrelation universalisiert wird, erscheint sie kontrafaktisch: „Die über Jahrhunderte geläufige Voraussetzung eines ‚*homo naturaliter religiosus*‘, die Voraussetzung also einer dem Menschen als Mensch eingeschriebenen Gottbedürftigkeit [...], stimmt mit dem Selbst- und Welterleben vieler Menschen nicht mehr überein. Sie erweist sich als bereits *religiös imprägnierte Anthropologie*.“ (174)

(2) Von hier aus stellt sich die in der gegenwärtigen Theologie noch kaum gelöste, im Band aber an mehreren Stellen instruktiv behandelte Frage, wie die Relevanz des Glaubens – gerade auch in ihrer *Universalität* – aufgewiesen werden kann, ohne dabei dessen *Notwendigkeit* für das menschliche Selbst- und Weltverhältnis andemonstrieren zu wollen. Umgehen könnte man diese Frage nur, wenn man – gut neuscholastisch – Rationalitäts- und Relevanzaufweis wieder vollständig entkoppelt und damit die Bewährung des eigenen Gottesdiskurses nicht als systematische, sondern

als ausschließlich praktische Frage ansieht. Ist aber „die ganze Theologie in die Pflicht genommen [...], für das Relevantwerdenkönnen des christlichen Gottesglaubens Mitverantwortung zu übernehmen“, wie Jürgen Werbick formuliert (340), dann wird die Frage nach der Gestalt einer Theologie dringlich, die – mit Tobias Kläden – die „Chancen der Säkularität“ (245) anerkennt, d. h. die Selbstbeschreibung religiös Indifferenter ernst nimmt, ohne sie „einfach [...] zu übernehmen“ und „das Gottesverhältnis des Menschen als eine ‚Zusatzoption‘ [zu] betrachten, die ebenso gut fehlen kann“, wie Veronika Hoffmann dieses Dilemma bestimmt (149f). Es begegnet ebenso bei Hans-Joachim Höhn in der Frage, wie die Theologie „rückhaltlos die Autonomie und Säkularität von Mensch und Welt bejahen kann, ohne einem ‚Säkularismus‘ zu erliegen, der das Weltliche zum Inbegriff dessen erhebt, was ist und sein kann“ (319); oder in disziplinenlogischer Hinsicht bei Benjamin Dahlke, wie das notwendige „Ineinander von Grund- und Darlegung der Glaubenslehre“ (214), d. h. von Fundamentaltheologie und Dogmatik, bewahrt werden kann, um die anthropologische Vermittlung der Offenbarung zu gewährleisten, ohne dabei eine anthropologische Notwendigkeit des Gottesgedankens voraussetzen zu müssen, die unter säkularen Bedingungen nicht mehr überzeugt. Die entscheidende Suche muss daher, wie Hoffmann treffend formuliert, einem „Weg der Selbstinterpretation“ gelten, den Glaubende und Nichtglaubende „gemeinsam gehen können, bevor sich ihre Deutungen trennen“ (150).

Die beschrittenen Wege sind unterschiedlich, bereichern aber allesamt die gegenwärtig notwendige Diskussion. Werbick wirbt für ein hermeneutisches Modell der Korrelation zwischen Glaubenszeugnissen und eigener Erfahrung, das jenseits eines apriorisch sichergestellten Frage-Antwort-Schemas angesiedelt ist. Kläden plädiert aus pastoraler Perspektive für eine Kirche, die sich nicht der institutionellen Selbsterhaltung, sondern der Bewahrung des säkularen Raumes verschreibt, um Kommunikationsmöglichkeiten zwischen entfremdeten und befeindeten gesellschaftlichen Lagern zu eröffnen (konkret etwa zwischen „Modernisierungskeptikern und Modernisierungsbefürwortern“, 257). Hoffmann bezieht sich auf Charles Taylors Verständnis der „Fülle“ als „anthropologisches Universal“ (153), das religiös ausgelegt werden kann, aber nicht muss. Höhn nimmt das „Wahrheitsmoment des neuzeitlichen Atheismus“ (320), nämlich die Nicht-Notwendigkeit Gottes zur Begründung innerweltlicher (natürlicher, moralischer, politischer) Sachverhalte, theologisch konstruktiv auf, um die existenzielle Relevanz gerade einer „Logik wohltuender Grundlosigkeit“ (322) herauszuarbeiten, die in ihrer Abgrenzung vom Nichts die Zweckfreiheit und Unverfügbarkeit endlichen Daseins zur Geltung bringen und material in einer relationalen Bestimmung des Gott-Welt-Verhältnisses entfaltet werden kann. Dahlke rekurriert auf Sarah Coakleys anthropologischen Ansatz beim semantisch breiten, auch leiblich vermittelten *desire*; es „kann zwar auf Gott bezogen werden, muss dies aber nicht“ (226).

(3) Dieser Orientierung an konkreten Bedingungen, unter denen die Gottesfrage sich heute stellen kann und die systematische Relevanzaufweise des Glaubens nicht ignorieren dürfen, entspricht, dass in mehreren Beiträgen mögliche andere, neue, ungewohnte „Orte“ der Gottesfrage aufgesucht und hinsichtlich ihrer Konsequenzen für Theologie und Pastoral bedacht werden. Dass dies gerade ein Desiderat der kirchlichen Selbstverständigungsprozesse ist, zeigt Jan Löffeld, indem er die anthropologischen Prämissen der Würzburger Synode und des bischöflichen Schreibens *Gemeinsam Kirche sein* (2015) auf den Prüfstand stellt. Löffelds kritisches Fazit lautet, dass die säkularen Herausforderungen umgangen und religionssoziologische Analysen nicht einbezogen werden sowie „aus einer spezifisch verkirchlichten Milieuperspektive“ (190) heraus argumentiert wird. Rainer Buchers Beitrag ringt um die Frage, wie von Gott angesichts eines „kulturell

hegemoniale[n] Kapitalismus“ gesprochen werden kann, dessen „Gnadenlosigkeit“ gerade auch in die „nicht-ökonomischen Existenzvollzüge[...]“ des Menschen eindringt (205). Bucher plädiert für eine Theologie, die fremde und entkirchlichte Orte der Gottesrede in den Blick nimmt. Am Beispiel empirischer Untersuchungen, etwa von der Krankenhauseelsorgerin Annette Stechmann zu Müttern in Krankenhäusern, die um ihr ungeborenes Kind trauern, zeigt Bucher auf: „Der zunehmend hilflosen christlichen Rede von Gott steht also nicht unbedingt das Nichts gegenüber, sondern ein Rhizom anderer, eigener und eigenartiger Gottesdiskurse.“ (209) Michael Schüßler rekonstruiert die Transformationen in der Suche nach „Orten“ der Gnade, die sich heute auf den körperlichen Selbstoptimierungsdruck beziehen lässt, wie Schüßler empirisch sensibel, frei von kulturpessimistischen Zungenschlägen und auf Basis soziologischer Gegenwartsanalysen erläutert. „Gnade zeigt sich heute in Ereignissen, in denen die körperlich-seelische Verletzbarkeit des Lebens geteilt wird.“ (293)

Ein spannender Band regt zu weiteren Fragen an, die sich natürlich auch hier stellen lassen. So wären im Rahmen der Auseinandersetzung mit religiöser Indifferenz weitere Analysen wünschenswert, die den Religionsbegriff näher bestimmen, der weniger selbstverständlich mit „Gottesfrage“ oder „Glaube“ koinzidiert, als bisweilen angenommen wird. Hier wären religions- und kulturwissenschaftliche Zugänge aus den Reihen der protestantischen Theologie von Gewinn, weil dort in der Rezeption von Religionsphilosophie und -psychologie seit 1900 – im Kontext z. B. der Frage, was eigentlich eine „religiöse Erfahrung“ ist und wie sie konstituiert wird – eine Wissenschaftstradition historisch gewachsen ist, die heute den gemeinsamen Problemhorizont, den Knop zu Recht betont (16), erweitern könnte. Dies stellt aber auch ein Desiderat der Ökumene insgesamt dar. Was der Band bereits leistet, ist nicht nur die interdisziplinäre Ausleuchtung eines Themas, das zu den dringendsten der Gegenwart gehört und an Bedeutung weiter zunehmen wird, sondern auch ein Angebot instruktiver, systematischer wie praktischer Optionen, die auf den soziokulturellen Wandel der Gottesfrage konstitutiv bezogen sind. So zieht sich denn auch die fundamentale Frage, was Theologie heute sein kann und sollte, durch etliche Beiträge. Dem Band ist eine lebendige Diskussion ebenso zu wünschen wie gewiss.

#### Über den Autor:

*Magnus Lerch*, Dr., Universitätsassistent am Lehrstuhl für Dogmatik und Dogmengeschichte der Universität Wien (magnus.lerch@univie.ac.at)